

© des Titels »Traum nur weiter« (ISBN 978-3-86883-152-8)
2011 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>



TRÄUM NUR WEITER

Wie ich versuchte, in nur einem Jahr
Handicap 0 zu erreichen



riva

JOHN RICHARDSON

EINE IDEE UND EIN TRAUM

*Träume keine kleinen Träume, denn sie haben nicht
die Kraft, die Herzen der Menschen zu bewegen.*

Johann Wolfgang Goethe

»Tony?«

»Ja, John.«

»Wie schnell kam eigentlich Mark McMurray auf ein Handicap 0?«

»Ich glaube, er hat schon als Teenager ein bisschen gespielt, doch als er vor ein paar Jahren wieder anfang, lag sein Handicap bei 17. Innerhalb von 18 Monaten schaffte er die Runde mit 67, spielte also vier unter Par.«

»Verdammt! Das hat doch vor ihm noch niemand geschafft, nicht wahr? Oder kennst du jemanden, der das hingekriegt hat?«

»Niemanden. Nicht einmal annähernd. Aber vergiss nicht, Mark war ein außergewöhnlicher Baseballspieler. Er hätte in die USA gehen und dort als Profi spielen können. Er hatte die nötige Disziplin, um sich zu verbessern. Und er verstand viel von der Psychologie des Sports. Außerdem war er ein Naturtalent.«

»Ja, aber eine tolle Geschichte ist es trotzdem. Ist doch genial, was man erreicht, wenn man will. Fändest du es nicht interessant, jemanden auf einem solchen Weg zu begleiten und ihm zu ähnlichen Fortschritten zu verhelfen? Einen kompletten Anfänger innerhalb eines Jahres zu einem guten Spie-

ler zu machen? Von null auf null sozusagen, nicht auf hundert. Das wäre doch wirklich eine tolle Story.«

»Das ist unmöglich. Es ginge schon rein zeitlich nicht, wenn man sich ansieht, wie das Handicap-System funktioniert.«

»Gut, aber wie wäre es damit: Ein Anfänger beziehungsweise ein unerfahrener Spieler mit einem Handicap von 24 lernt innerhalb eines Jahres, eine Runde Par zu spielen. Lassen wir das Handicap mal außer Acht. Er oder sie spielt innerhalb eines Jahres eine Even-Par-Runde. Ist das möglich?«

»Nun, das ist zumindest eine interessante Idee. Aber er oder sie müsste reichlich Zeit haben. Da käme nur jemand infrage, der nicht arbeiten muss. Am besten ein Privatier oder jemand, der schon in einer anderen Sportart gut war.«

»Ja, aber die meisten Golfer müssen doch arbeiten. Nein, eigentlich sollte es jemand sein, dem es genauso geht wie allen. Jemand mit einem Job und einer Familie.«

»Sicher, aber das macht alles noch viel schwieriger. Denn dann müsste die Person sich wirklich anstrengen. 15 Stunden Training pro Woche wären auf jeden Fall notwendig.«

»Ja, aber es muss doch da draußen noch einen zweiten Mark McMurray geben, oder?«

Und so fing alles an – mit einer Unterhaltung am Arbeitsplatz, wie es sie immer wieder gibt. Sport ist ein beliebtes Plauderthema, und an diesem Tag ging es um Golf. Tony White war Golftrainer am Blackwood Golf Centre, das bei Bangor im irischen County Down liegt. Ich machte damals das Catering für die Bar dort. Wir hatten ein gemeinsames Büro und das war einer der zahlreichen Fantasietrips, die wir uns gelegentlich leisteten. Mark McMurray war ein Freund von uns und ein unglaublich erfolgreicher Amateurgolfer. Er hielt den Kursrekord in einem der Golfclubs in der Nähe.

Ich hatte zu jener Zeit nicht das geringste Interesse am Golf. Ich hatte als Teenager viel gespielt, aber damals, mit Ende 20, hatte ich wenig Zeit. Ich führte verschiedene Gastro-Unternehmen. Neben der Golfbar betrieb ich noch ein Restaurant und ein paar Läden für Fish and Chips. Ich arbeitete hart, um die berühmte »erste Million« zu verdienen, und hatte mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Außerdem hatte ich kurz davor Lesley geheiratet, die gerade ihre eigene PR-Agentur gegründet hatte. Wir hatten noch keine Kinder, aber ein ziemlich ausuferndes Sozialleben. Natürlich interessierte mich Golf, aber ich stellte mir immer vor, dass ich später mehr spielen würde, wenn ich älter wäre und meine Million sicher angelegt hätte.

Wie das bei Gesprächen dieser Art üblich ist, blieb es bei der Fantasie. Tony wanderte nach Amerika aus, und ich vergaß das Ganze.

Zumindest beinahe. Irgendwie spukte mir die Idee weiter im Hinterkopf herum. Und etwa fünf Jahre später brachte ich sie wieder aufs Tapet. Dieses Mal plauderte ich mit Debbie Hanna, einer Profispielerin der Professional Golfers' Association (PGA), die Tony in Blackwood als Trainer abgelöst hatte. Ich fragte sie, was sie von dem Vorhaben hielt. Sie äußerte sich vorsichtig positiv. Auch sie fand die darin liegende Herausforderung spannend. Sollte es gelingen, wäre es für das Golf Centre natürlich eine tolle Werbung.

»Vielleicht mache ich's ja, wenn ich ein bisschen älter bin und mehr Zeit habe«, scherzte ich.

Das war wieder eine von diesen schnell dahingesagten Bemerkungen, die dafür sorgten, dass sich die Idee tiefer und tiefer in mein Gehirn grub.

Im Alter von neun bis 16 verbrachte ich mein Leben in Portstewart, einer kleinen Stadt an der Nordküste Nordir-

lands. Diesem Ort fühlte ich mich immer sehr verbunden. Portstewart hat zwei Golfplätze und es gibt auch für Kinder genug Möglichkeiten, das Golfspielen zu lernen. Der »Golfvirus« hatte mich früh befallen. Als ich 15 war, hatte sich mein Handicap schon auf 15 reduziert, wenn auch auf dem sehr einfachen Par-64-Platz vor Ort.

Dass ich mit dem Golfspiel anfang, lag einfach nur daran, dass meine Mutter mich und meinen Bruder Patrick aus dem Haus haben wollte. So schlugen wir uns wenigstens nicht die Köpfe ein. Heute haben ja alle von Tiger Woods gehört und wissen, wie er sich schon im Alter von zehn oder elf Jahren mühte, seinen Schwung zu verbessern. Wenn Tiger herumspielte, lernte er dabei tolle Tricks, zum Beispiel, wie man den Ball mit dem Sand-Wegde in die Luft schleudert und schlägt wie beim Baseball.

Wenn meine Freunde und ich herumspielten, taten wir nichts dergleichen. Nach den ersten zehn Löchern auf dem Platz verzogen wir uns in die angrenzenden Felder, um KooPaa zu spielen. Stolz bin ich darauf nun nicht gerade. Wir schlenderten durch die Felder und suchten nach Kuhfladen von bestimmter – altersbedingter – Konsistenz. Die besten hatten außen eine trockene Kruste, waren innen aber noch weich und matschig. Wenn man einen passenden gefunden hatte, sprang man hinein und schrie laut »KooPaa«. Der Trick dabei war, sauber zu bleiben, während der weiche Inhalt als Sprühregen auf die anderen niederging. Der KooPaa-Ruf diente der Warnung. Wer ihn hörte, rannte um sein Leben. Leider konnte man sich nicht immer rechtzeitig in Sicherheit bringen. Wie ich schon sagte: nichts, worauf man stolz sein könnte. Das zeigt, wie viel Hingabe ich zu jener Zeit dem Sport entgegenbrachte.

Dann aber, mit 15 oder 16, wurde ich ein leidenschaftlicher Golfer. Mein Bruder Patrick, ein Jahr älter als ich, verlor das

Interesse am Golf. Denn zum ersten Mal war ich beim Sport besser als er, und er war mir nicht gerne unterlegen. Ich muss zu seiner Verteidigung sagen, dass ich es genoss, ihn zu schlagen – vielleicht ein bisschen zu sehr. Also ließ er das Golfspiel sein. Doch glücklicherweise begannen Robert Murphy und Roy Nichol, meine besten Freunde in der Schule, etwa zur selben Zeit, sich für Golf zu interessieren. Und wir drei arbeiteten hart an unserem Spiel.

Robert, Roy und ich trafen uns Tag für Tag auf dem kleinen Platz, dem 64er, und spielten eine oder sogar zwei Runden. Danach verrollten wir uns ins Clubhaus, wo wir jeder eine Dose Lilt-Limo und eine Tüte Erdnüsse leerten und über unsere Golfhelden sprachen. Dies war die große Zeit von Seve Ballesteros, der gerade zum ersten Mal die British Open gewonnen hatte und die Golfwelt im Sturm eroberte. Wie Arnold Palmer vor ihm und Tiger Woods heute veränderte Seve das Gesicht dieses Sports und löste eine Welle des öffentlichen Interesses aus. Wir saßen herum und träumten davon, einmal zu einem der großen Turniere fahren zu können, nur um unseren Halbgott spielen zu sehen. Und wir fragten uns, wie es wohl sein mochte, Golfprofi zu sein.

Mit meinem Taschengeld kaufte ich jeden Monat die *Golf World* und trieb meine Familie zum Wahnsinn mit meinen Kommentaren über den fabelhaften Sieg bei den British Open, den ich in meiner Fantasie schon in jungen Jahren errang: »Heute besuchen wir John zu Hause, wo er sich mit seinen Eltern von dem anstrengenden Turnier erholt. Der junge Mann kam aus dem Nichts und schlug die größten Golfer der Welt, bevor er in St. Andrews die Open gewann. Sogar der große Spanier, Seve Ballesteros höchstpersönlich, musste sich Johns überlegender Ballkontrolle geschlagen geben ...« Ich brachte Stunden auf dem Golfplatz zu, stellte mir vor, ich

sei Seve, und kommentierte mit seinem spanischen Akzent jede Runde, die ich spielte. Ich stellte mir vor, wie eine Kamera mich begleitete und ich mein Spiel später im Fernsehen erklärte: »Ich spiele den Ball gut aufs Fairway, nur ein ganz klein wenig nach rechts. Nun muss ich ihn auf die rechte Seite des Greens spielen, damit er schön nach unten rollt. Ich bin seehr gut bei diese Schlag.«

Ich weiß noch, wie ich meinen Eltern und jedem, der es hören wollte, sagte, dass ich ein professioneller Golfer werden wolle, sobald ich die Schule beendet hätte. Doch die Tatsachen sprachen gegen mich: Ich war einfach nicht gut genug. Ich kam nie unter ein Handicap von 15, dabei hatten viele Kids in meinem Alter ein Handicap unter 10. Und die heutige Gewohnheit, Kindern zu erzählen, sie könnten alles erreichen, wenn sie nur wollten, war damals noch nicht sonderlich verbreitet. Mein Vater beispielsweise hatte Pilot werden wollen, seit er ein kleiner Junge gewesen war, doch seine Augen waren nicht gut genug. Ein klassisches Beispiel dafür, dass man nicht immer werden kann, was man möchte, weil es konkrete physische Hindernisse gibt. Er war als Vertreter für Inneneinrichtungen recht erfolgreich, doch ich glaube, sein Herz hing immer an der Fliegerei. Als er älter war, kaufte er sich ein Segelflugzeug und war jedes Wochenende damit unterwegs. Nicht, dass meine Eltern mich etwa ausgelacht hätten wegen meines Traums. Sie machten mir nur deutlich, wie unrealistisch er war.

Natürlich war es auch nicht gerade hilfreich, dass ich dazu neigte, immer den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Die meisten Teenager haben Erleuchtungserlebnisse, die sie den Wert harter Arbeit begreifen lassen, sodass sie erwachsen werden. Bei mir kam dieses Erlebnis erst sehr viel später. Genauer gesagt hatte ich eine Erleuchtungserfahrung der ge-

genteiligen Art. Irgendwann in den Sechzigerjahren sah ich mir einen alten Film des Komikers Terry-Thomas an. Eine Verfilmung der Stephen-Potter-Bücher *One Upmanship* und *Lifemanship* mit dem Titel *School for Scoundrels* (Schurkenschule). Dabei versucht ein junger Mann, das Mädchen zurückzugewinnen, das ihn verlassen hat, ohne sich auch nur ein bisschen anzustrengen. Für mich hörte sich das super an. Man flatterte durchs Leben wie ein Schmetterling, ließ sich vom Zufall da- und dorthin treiben und ging anstrengenden Tätigkeiten möglichst aus dem Weg. Wahnsinn! Wenn ich dieses Prinzip aufs Golfen übertragen könnte, dann wäre das Problem ein für alle Mal gelöst! So eine Art »Terry-Thomas spielt die PGA-Tour«. Bald verbrachte ich mehr Zeit mit meinen großartigen Träumen als auf dem Golfplatz. Ich spielte immer weniger. Kein Wunder also, dass ich nicht besser wurde.

Eines Tages kam Robert auf den Golfplatz und brachte uns mit einer brillanten Idee alle zum Staunen. Wir schrieben den Sommer 1983. In einigen Wochen sollte Ballesteros nach Dublin kommen, um bei den Irish Open anzutreten. Dublin lag etwa 150 Meilen südlich von Portstewart, man konnte mit dem Zug dort hinfahren. Robert schlug vor, die Reise zu wagen, um unser Idol zu sehen. Er meinte, wir könnten ja die Nacht in einer billigen Pension verbringen.

Ich konnte es kaum erwarten, nach Hause zu kommen und meinen Eltern davon zu erzählen. Sie waren nicht so begeistert wie wir, schließlich waren wir erst 15. Aber mit ein bisschen Überzeugungsarbeit stimmten sie am Ende doch zu. Also reisten wir drei Musketiere an einem strahlenden Sommermorgen nach Belfast. Dort bestiegen wir den *Enterprise*, der uns in die Dubliner Connolly Station brachte, näher zu Seve. Wir waren guten Mutes, war dies doch unsere erste

Reise ohne Eltern. Wir vertrieben uns die Zeit damit, über die Vorzüge von Victoria Principal zu debattieren oder ein Lied zu trällern, das Robert irgendwo aufgeschnappt hatte. Wenn ich über diesen Tag nachdenke, habe ich immer noch »Summer in Dublin« von Bagatelle im Ohr.

*So I jumped on a bus to Dún Laoghaire,
Stopping off to pick up my guitar,
And a drunk on the bus told me how to get rich,
I was glad we weren't going too far.*

*Und so nahm ich den Bus nach Dún Laoghaire,
Vorher schnappte ich mir noch die Gitarre.
Ein Betrunkener erklärte mir, wie man Geld macht.
War ich glücklich, dass die Fahrt nicht lang dauerte.*

Seve Ballesteros zu sehen, war eine unglaubliche Erfahrung. Er spielte mit Bernhard Langer, der damals sein großer Rivale in Europa war. Wir waren hingerissen von der charismatischen Art, wie der gottgleiche Seve zum Tee marschierte. Ich weiß noch, wie ich erst auf seine Unterarme guckte und dann auf meine mageren Teenager-Unterarme und mir klar wurde, wie viel mir zum Erwachsensein noch fehlte. Und Seve enttäuschte uns nicht, er holte vor unseren Augen einen weiteren Titel. Sogar heute, 25 Jahre später, kann ich sagen, dass ich nie eine beeindruckendere Persönlichkeit gesehen habe als Seve Ballesteros. Er strahlte Selbstkontrolle, Kraft und Charisma aus.

Dummerweise vermasselten wir die relativ einfache Rückfahrt. Wir kamen ohne Probleme nach Belfast, wo wir in der Central Station einen leicht zu erreichenden Zug nehmen sollten, der uns die letzten 60 Meilen nach Hause bringen

sollte. Ziemlich simpel eigentlich. Doch man sollte die Unzurechnungsfähigkeit von Teenagern nicht unterschätzen, die einerseits für Seve Ballesteros, andererseits für Victoria Principal schwärmen. Wir nahmen einen anderen Zug und fuhren in die falsche Richtung.

Sobald wir unseren Irrtum bemerkten, stiegen wir an der nächsten Station aus. Nach ein paar panischen Telefonanrufen wurde beschlossen, dass wir bei Roberts Tante in Lisburn nächtigen sollten. Aber im Grunde war uns das alles egal. Wir hatten Seve gesehen, einen echten Seve aus Fleisch und Blut. Wir hatten Portstewart als dumme Jungs verlassen und kamen als Männer zurück ... Zumindest dachten wir das. Möglicherweise, so hofften wir, würde etwas von Seves Magie auf unser Spiel abfärben.

Ich träumte weiterhin davon, ein Profigolfer zu werden, doch wem auch immer ich von meinem Traum erzählte, ich erhielt stets die gleiche Antwort: »Wenn du ein Profi werden willst, müsstest du jetzt schon ein Handicap von 0 haben.« Das stimmte natürlich, andererseits wusste ich tief in mir drin, dass ich grundsätzlich begabt war. Und wenn ich, wie meine Mutter das immer nannte, auch nur ein bisschen »Stehvermögen« gehabt hätte, hätte ich es allen gezeigt.

Aber das Leben als Teenager ist schwer. Allmählich wünscht man sich dazuzugehören, nicht dumm dazustehen, akzeptiert zu werden. Es kommt nur selten vor, dass ein Teenager ein Ziel weiterverfolgt, von dem alle behaupten, es sei Unsinn. Ich jedenfalls war nicht aus diesem Holz geschnitzt.

Andererseits setzte sich auch niemand mit mir hin und sagte: »John, ein Golfprofi zu werden, ist vielleicht schwierig, aber sicher nicht unmöglich. Es liegt ein sehr, sehr langer Weg vor dir. Um das zu schaffen, musst du jeden Tag nach der Schule sofort deine Hausaufgaben machen, und zwar so

Träum nur weiter

gut und so schnell du kannst, damit du den Rest des Tages üben kannst. Du wirst nicht mehr fernsehen und nicht mehr mit deinen Freunden spielen. Du wirst üben, üben, üben – und dann wieder üben. Warum versuchst du's nicht einmal drei Monate lang und schaust, wie du damit zurechtkommst? Und triffst deine Entscheidung hinterher?«

Hätte das jemand getan, wäre ich vielleicht nicht den Weg des geringsten Widerstands gegangen und hätte mir seinen Rat sogar zu Herzen genommen.